

Jobshadowing NYU

Dr. Krisha Kops

1. Teilnahme an Seminaren

Um die US-amerikanische Universitätslehre besser zu verstehen, nahm ich an Appiahs Seminaren teil. An den fakultätsinternen Treffen der Professor*innen durfte ich aus Gründen der Geheimhaltung nicht teilnehmen. Einer der Kurse war für Undergraduates ausgeschrieben (*Philosophical Approaches to Race and Racism*), der andere für Postgraduates (*The Ethics of Identity*) am juristischen Lehrstuhl. Vier Aspekte blieben mir dabei besonders im Gedächtnis:

Die Thematiken sind nicht nur Appiahs Steckenpferde, sondern gehen auch mit der Geschichte des Landes einher. Auch die Geschichte der Stadt, die sich in der Studierendenschaft spiegelt, findet sich in den Themen wieder. Multikulturalismus, plurale Identitäten, Anerkennung und dergleichen haben hier eine andere Aktualität und Relevanz.

Der Unterricht wird dem Niveau der Studierenden stark angepasst. Während die Postgraduate-Veranstaltung aus zwei Stunden durchgehendem Gespräch auf hohem Anspruch bestand (teils zu nur einer oder zwei Fragen), war der Undergraduate-Kurs anders strukturiert: Hier teilte sich die Woche in drei Einheiten à 1 Stunde 15 Minuten auf, die gleichzeitig online besucht werden konnten. Die ersten beiden hielt Appiah selbst, und zwar mit stark vortragendem Charakter. Ergänzt wurde dies durch eine Sitzung mit einem Teaching Assistant, die vermehrt auf die Fragen der Studierenden einging. Wie an der Hochschule arbeitete man sich in beiden Kursen an einzelnen Papern ab.

Im Postgraduate-Seminar zeigte sich der Vorteil, eine solch hohe Dichte an Hochschulen und Universitäten zu besitzen. Den Kurs konnten Studierende von der NYU, Columbia, Princeton und weiteren Einrichtungen besuchen. Dieser Zusammenschluss bedingte die hohe Qualität der Veranstaltung.

Wie sich auch im Einzelgespräch mit Appiah herausstellte, ist ein starker Unterschied zu den Undergraduates zu vermerken: Es wird weniger gelesen; Studierende lassen ihre Arbeiten von KI schreiben – eine Tendenz, die sich bereits seit der Corona-Pandemie beobachten lässt. Mittlerweile werden in diesem Studiengang die Prüfungen der Undergraduates daher nur noch handschriftlich während des Unterrichts geschrieben. Paper werden nun nur noch von den Postgraduates verfasst.

Fazit: Womöglich will ich in Zukunft versuchen, die Lehre stärker an die jeweiligen Niveaus anzupassen, was sich allerdings aufgrund der Diversität unserer Studiengruppen als durchaus schwierig erweist. Zudem will ich weiter beobachten, welche pädagogischen Strategien entwickelt werden müssen, um der Herausforderung durch KI zu begegnen.

2. Einzelgespräche mit Appiah

Neben den besuchten Seminaren konnte ich mit Appiah drei Einzelgespräche führen, jeweils bis zu zwei Stunden. Da wir von Literatur über Politik bis hin zur Philosophie eine Vielzahl von Themen diskutierten, werde ich im Folgenden nur die wichtigsten Punkte anschnitten:

Nicht nur bei Appiah wurde ich immer wieder daran erinnert, über die Grenzen der Disziplinen hinauszudenken, besonders wenn es um das Interkulturelle geht. So lernte er viel über afrikanische Philosophie durch Anthropolog*innen. Ähnliches gilt für die Trennung zwischen kontinentaler und analytischer Philosophie, deren (artifizielle?) Unterteilung schnell zum Nachteil gereichen kann. Dieses Verständnis zeigte sich anhand der herangezogenen Denker*innen in Appiahs Seminaren, die von Anscombe über Taylor bis hin zu Foucault und Fanon reichen. Und doch sei unser interkulturelles Philosophieren durch die Art und Weise beeinflusst, wie wir gelernt haben zu philosophieren. Gerade um solche Abgrenzungen zu überwinden, sei es so ertragreich, an einer großen Fakultät wie der NYU zu arbeiten, in der mehrere Expertisen aufeinandertreffen.

Laut Appiah hat die Philosophie den größten Einfluss auf Studierende aus anderen Fächern, die philosophische Fächer als Nebenfach belegen. Durch die erworbene Fähigkeit, Positionen zu reflektieren und aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten, sei viel gewonnen – auch gesellschaftlich.

Genau darin sieht Appiah den Gewinn der Philosophie allgemein, besonders in der heutigen Zeit. Dieses Selbstverständnis versucht er als öffentlicher Intellektueller in die Öffentlichkeit zu tragen. Damit dies überhaupt gelingen kann, müsse es jedoch auch „*philosophy philosophy*“ geben. Im Übrigen durchdenken die philosophischen Fakultäten ihm zufolge ihre Rolle in der Gesellschaft nicht ausreichend.

Fazit: Einerseits fühle ich mich darin bestärkt, über Grenzen hinweg zu denken, was ohnehin ein fester Bestandteil meines Arbeitens ist. Außerdem sehe ich mich darin bekräftigt, dass öffentliches Philosophieren einen wichtigen Beitrag zur Demokratiebildung leistet, dafür aber auch das nischenhafte „hochakademische“ Philosophieren notwendig ist. Besonders kann ich mich mit der Idee identifizieren, verschiedene Argumente und Perspektiven zu reflektieren, anstatt einen blinden Dogmatismus zu vertreten.

3. Arbeitsgruppe Comparative Philosophy

Durch Zufall konnte ich an einem Abend einem zweistündigen Arbeitskreis an der Columbia University beiwohnen, der sich dreimal pro Semester trifft. Hier kommen unter anderem Philosoph*innen von Columbia, Fordham und Princeton zusammen, um gemeinsam zu philosophieren. Dieses Mal (passend zu unserem Seminar) zum Thema Konfuzius und Menzius in Bezug auf die Tugendlehre. Wieder werde ich nur einige Punkte herausgreifen:

Einmal mehr beeindruckte mich, welche Dichte an hochkarätigen Denker*innen diese Metropole ermöglicht und zusammenbringt. Ganz unverhofft traf ich in diesem Workshop z. B. auf Bryan Van Norden, den ich bisher nur aus der Lektüre kannte.

Zudem erlaubt ein solches Umfeld eine ganz andere Selbstverständlichkeit des interkulturellen Philosophierens. So waren viele der Teilnehmenden beispielsweise des Mandarin mächtig.

Besonders war ferner, dass der stark analytisch geprägte Hintergrund eine sehr präzise Arbeit an einzelnen Prämissen und Argumenten in den Vordergrund rückte.

Fazit: Gelegentlich noch analytischer philosophieren – und natürlich nach New York ziehen. ;)

4. Weitere Gespräche

Neben Appiah hatte ich die Möglichkeit, mich mit folgenden Personen intensiver zu unterhalten:

Gayatri Spivak (Columbia), Christopher Gowans (Fordham), Miranda Fricker (NYU), Béatrice Longuenesse (NYU), Homi Bhabha (Harvard), Francis Clooney (Harvard), Thomas Pogge (Yale), Seyla Benhabib (Yale / Columbia), Sudipta Kaviraj (Columbia), Vishwas Adluri (Hunter College).

Auf der Reise selbst lernte ich zudem Personen kennen, mit denen ich in Kontakt trat, ohne jedoch die Zeit zu haben, mich länger mit ihnen auseinanderzusetzen:

Hagop Sarkissian (CUNY), Peter Tan (Fordham), Laura Specker Sullivan (Fordham), Bryant Van Norden (Vassar College), Allison Aitken (Columbia University), Huaping Lu-Adler (Georgetown University).

Neben dem Netzwerk, das ich durch diese Begegnungen aufbauen konnte, war es mir möglich, Appiah und Fricker davon zu überzeugen, ein Video für unseren VHB-Kurs aufzunehmen. Den Inhalt der vielen Unterhaltungen werde ich abermals auf das Wichtigste reduzieren:

Vieles drehte sich um die Vor- und Nachteile des amerikanischen Universitätssystems: einerseits die finanziellen Vorteile für Lehrende, die Kollegschaft und Freiheiten in Lehre und Forschung; andererseits Studienkosten, die nicht immer gerecht sind und von Einrichtung zu Einrichtung variieren.

Außerdem ging es des Öfteren um den Einfluss der Politik auf die Philosophie fakultäten. Die Einschätzungen dazu fielen unterschiedlich aus, was auch daran liegt, dass der politische Druck von Hochschule zu Hochschule variiert. Ebenso ist dies abhängig vom Fach, sodass Gender Studies deutlich stärker im Fokus stehen als beispielsweise sprachanalytische Theorien.

Wie schon im Austausch mit Appiah stellte sich mehrfach heraus, wie wichtig es ist, jenseits von Grenzen zu denken. Besonders Bhabha betonte, dass wirkliche Kritik nur außerhalb bestehender Kategorien möglich sei. Dies bezog er vor allem auf meine dekoloniale Arbeit, die meist auf Interesse stieß. Allerdings merkte ich im Gespräch mit Benhabib, dass es sich dabei um ein sensibles Thema handelt, das nicht immer auf Zustimmung trifft.

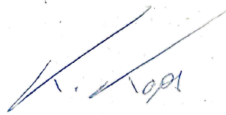
Von Interesse für mich war auch die Erkenntnis, dass die meisten Philosoph*innen, die dort interkulturelle Philosophie betreiben, ursprünglich nicht dafür angestellt wurden. Sie wurden zumeist für andere Tätigkeitsbereiche berufen und erweiterten erst später ihr Interessengebiet.

Mein Interesse galt auch dem Jesuitischen. Allerdings war mein einziger Anhaltspunkt dazu der Austausch mit Clooney. Fordham und andere Universitäten sind mittlerweile weitaus weniger jesuitisch geprägt als die Hochschule.

Fazit: Ich konnte viel über das amerikanische Universitätssystem in Erfahrung bringen. Außerdem erfuhr ich vieles, was mich in meiner eigenen akademischen Karriere weiterbringt. Nicht zuletzt ist es auch der einfache psychologische Effekt solcher Begegnungen, dem ich großen Wert beimesse: Da waren die „Superstars“ ihres Gebiets und unterhielten sich mit mir auf Augenhöhe – das allein beflügelt bereits.

Natürlich konnte ich nicht alle Angebote wahrnehmen. Nicht nur, dass mir die Zeit fehlte, mich mit einigen Personen länger zu unterhalten, sondern ich konnte auch eine hochkarätig besetzte Konferenz zur antiken Philosophie an der Fordham University aufgrund von Terminkonflikten leider nicht besuchen. Die Vereinigten Staaten sind manchmal einfach zu groß – auch was das Angebot angeht.

Am Ende bleibt nur noch der Dank an alle Beteiligten, die mir diese Reise ermöglicht haben. Ich bin mir sicher: Nicht nur ich, auch die Hochschule wird davon profitieren – wenn sie es nicht bereits schon tut.



Dr. Krisha Kops
München, 20.04.2026